

1. EINFÜHRUNG ODER WARUM WIR THEORIEN BRAUCHEN

Katja Patzel-Mattern

Wer Wirtschaftsgeschichte betreibt, wird bald mit einem zentralen Erkenntnisinteresse der Disziplin konfrontiert: Es gilt, die Entstehung einer Wettbewerbs- und Wachstumswirtschaft zu erklären. Warum gelang es „den westlich geprägten Gesellschaften in den letzten gut zweihundert Jahren [...] die Fessel der Armut, die die Menschheit seit ihrem Anbeginn gefangen hielt, abzuschütteln“¹? Zahlreiche Untersuchungen haben sich dieser Frage gewidmet. Der Forschungsstand ist dementsprechend gut; und dennoch offenbart ein Blick in einschlägige Einführungen ganz unterschiedliche Antworten.

„Die [deutsche, kpm] Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts haben wir [...] als eine Geschichte von sich dramatisch verändernden Verfügungsrechten geschrieben. Sie stehen im Mittelpunkt, weil sie den Rahmen abstecken, innerhalb dessen wirtschaftliches Handeln stattfindet: sie schaffen die Anreize, die letztendlich darüber entscheiden, wie effizient eine Wirtschaft ist.

Das institutionelle Arrangement der vorliberalen Welt unterscheidet sich grundlegend von dem der industriellen; die von Reinhard Koselleck als ‚Sattelzeit‘ beschriebene Periode markiert den Übergang der moralisch legitimierte Ökonomie mit starken gemeinschaftlichen Verfügungsrechten zu einer legitimen Wettbewerbsordnung mit starken individuellen Verfügungsrechten.“²

„Die außerordentlichen Fortschritte der deutschen Wirtschaft während des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts [...] lassen sich gerade auch im Vergleich [...] besonders gut mit der deutschen Außenhandelsstatistik illustrieren. [...] Die erfolgreiche Importsubstitution führte [...] zu einer ‚Industrialisierung‘ der deutschen Außenhandelsstruktur. Um 1860 hatte sich der Exportanteil an Fertigwaren mit gut 50% gegenüber den dreißiger Jahren mehr als verdoppelt. Trotz der hohen Rohstoffimportabhängigkeit der Zollvereinsstaaten konnte dadurch eine ausgeglichene oder gar aktive Handelsbilanz gesichert werden.

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war Deutschland damit zu einem wichtigen Faktor in der Weltwirtschaft geworden.“³

- 1 Toni Pierenkemper: *Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung – oder: Wie wir reich wurden*, München 2005, S. 3.
- 2 Clemens Wischermann, Anne Nieberding: *Die institutionelle Revolution. Eine Einführung in die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2004, S. 283.
- 3 Dieter Ziegler: *Schlussbetrachtung*, in: ders. (Hg.): *Die Industrielle Revolution*, 2. Aufl., Darmstadt 2009, S. 141–143, S. 141.

Während der Text von Anne Nieberding und Clemens Wischermann wirtschaftliches Wachstum mit veränderten Rechtsstrukturen erklärt, stellen die Überlegungen von Dieter Ziegler die Außenhandelswirtschaft in den Vordergrund. Solche Differenzen in der Beantwortung zentraler Forschungsfragen helfen, den Sinn der Theorie für die Wirtschaftsgeschichte zu erkennen. Sie verweisen darauf, dass historisches Wissen nicht dadurch entsteht, dass Fakten aneinandergereiht werden. Vielmehr müssen diese eingeordnet, in einen Interpretationszusammenhang gestellt werden. Doch welche Kontexte sind relevant? Was sind Bezugspunkte der Interpretation? Damit diese Fragen intersubjektiv, das heißt allgemein nachvollziehbar beantwortet werden können, müssen Historikerinnen und Historiker Grundannahmen ihres Forschens offenlegen. Sie reflektieren, wie sie historischen Wandel denken, welche Grundprinzipien ihn befördern. Dabei stützen sie sich auf Theorien. Theorien werden hier verstanden als

„explizite und konsistente Begriffs- und Kategoriensysteme, die der Identifikation, Erschließung und Erklärung von [...] historischen Gegenständen dienen sollen und sich nicht hinreichend aus den Quellen ergeben“⁴.

Solche Theorien sind, wie ein Blick in die Geschichte der Wirtschaftsgeschichte zeigt, wandelbar.

Eine kurze Geschichte der Wirtschaftsgeschichte und ihres Denkens seit dem 18. Jahrhundert

Die Wirtschaft, so eine weitverbreitete Vorstellung, ist ein eigenständiger Gegenstandsbereich, der quasi natürlichen Gesetzen folgt.⁵ Diese Vorstellung hat ihren Ursprung in der Aufklärung. Sie trennte die Wirtschaft von gesellschaftlichen Entwicklungen und etablierte ein neues Menschenbild: das vernünftige, auf eigenen Vorteil bedachte Individuum, aus dem sich die Modellvorstellung des homo oeconomicus entwickeln sollte. Die Trennung von Wirtschaft und Gesellschaft und das neue Menschenbild boten auch wirtschaftshistorischem Denken und Forschen eine neue Grundlage. Sie fanden in den Arbeiten Adam Smiths Anwendung. Der schottische Moralphilosoph verband in seinem Hauptwerk „Der Wohlstand der Nationen“⁶ ökonomische Gegenwartsanalyse mit historisch-empirischer Argumentation. Er begründete damit eine bis heute andauernde theoretische Re-

- 4 Jürgen Kocka (Hg.): Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und Diskussionen, Göttingen 1977, S. 10.
- 5 Dieser Abschnitt stützt sich wesentlich auf die Überlegungen von Gerold Ambrosius, Werner Plumpe, Richard Tilly: Wirtschaftsgeschichte als interdisziplinäres Fach, in: dies. (Hg.): Moderne Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung für Historiker und Ökonomen, 2. Aufl., München 2006, S. 9–37, hier vor allem S. 10–15.
- 6 Im englischen Original: Adam Smith: An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, London 1776. Es sei explizit darauf hingewiesen, dass Smith den skizzierten aufklärerischen Vorstellungen nicht in Gänze folgte. So maß er der Gesellschaft eine wichtige Bedeutung zu, wohingegen er die Vernunft als Grundlage menschlichen Handels weniger betonte.

flexion über die Bedeutung von Geschichte für ökonomisches Handeln. Denn während Adam Smith mit seinen Vorstellungen von Freihandel und Wettbewerb zum Vordenker liberaler ökonomischer Theoriebildung werden konnte, wiesen seine Nachfolger, die sogenannten klassischen Nationalökonomien,⁷ der Geschichte eine neue Bedeutung zu. Die Vergangenheit fand nicht mehr als historisch-singuläres Ereignis Beachtung. Sie diente nun der Bestätigung von Gesetzmäßigkeiten. Dieses Denken sollte, weiterentwickelt zur Neoklassik, ökonomisches und wirtschaftshistorisches Arbeiten langfristig prägen. Doch es regte sich auch Widerspruch. Beginnend mit Friedrich List und weitergetragen von der älteren, später der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie⁸ wurde ab Mitte des 19. Jahrhunderts Kritik an den „geschichtslosen Gesetzen der Klassik“⁹ laut. Die Kritiker forderten eine Rückkehr zur historisch-empirischen Arbeit, die Berücksichtigung kultureller Faktoren und strebten sogar danach, eine historisch fundierte Theorie der Wirtschaft zu formulieren. Damit wandten sie sich nicht nur gegen die Geschichtslosigkeit der Klassik, sondern auch gegen die Geschichtsmächtigkeit sozialistischer Vorstellungen, wie sie Karl Marx und Friedrich Engels formulierten. Demnach wäre Geschichte eine gesetzmäßige gesellschaftliche Entwicklung, die durch ökonomische Prozesse bestimmt wird.

Es wird deutlich: Die Frage, welche Bedeutung Gesetzmäßigkeiten und Geschichte für ökonomisches Handeln haben, treibt die Wissenschaftler des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts um. Sie sollte auch die weitere theoretische Entwicklung prägen.

So konnten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei unterschiedliche theoretische Herangehensweisen innerhalb der Wirtschaftsgeschichte etablieren.¹⁰ Die erste argumentiert in erkenntnistheoretischer Perspektive. Sie spricht den materiellen Bedingungen menschlichen Lebens, den ökonomischen Interessen und Konflikten eine zentrale Rolle für die Erklärung historischen Wandels zu. Marxistische, in der Tradition von Karl Marx und Friedrich Engels stehende Konzepte sowie einige modernisierungstheoretische Ansätze zählen zu dieser Richtung. Exemplarisch sei hier auf die Studie von John Foster über Klassenkämpfe in drei englischen Städten im 19. Jahrhundert hingewiesen.¹¹ In dieser Arbeit vergleicht der Verfasser deren Entstehungs- und Ausdrucksformen. Er ordnet diese in

7 Diese Richtung wird auch als Klassische Politische Ökonomie bezeichnet. Maßgeblich sind Ökonomen wie Thomas Robert Malthus, David Ricardo, Jean-Baptiste Say und später John Stuart Mill.

8 Zur älteren Historischen Schule werden Bruno Hildebrand, Karl Knies und Wilhelm Roscher gerechnet; zur jüngeren Historischen Schule zählen u.a. Lujo Brentano, Karl Bücher und Gustav Schmoller.

9 Ambrosius, Plumpe, Tilly (2006), S. 12.

10 Vgl. hierzu Pat Hudson: *Economic History*, in: Stefan Berger, Heiko Feldner, Kevin Passmore (Hg.): *Writing History. Theory and Practice*, New York 2003, S. 223–242, hier S. 224–226.

11 Vgl. John Foster: *Class Struggle and the Industrial Revolution. Early Industrial Capitalism in Three English Towns*, London 1974. Bekannt ist die Studie von Edward P. Thompson: *The Making of the English Working Class*, London 1963.

eine marxistische Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus ein, die sich an einem Stufenmodell historischen Wandels orientiert. Auf diese Weise werden anhand von Fallbeispielen im Rückgriff auf erkenntnistheoretische Grundpositionen Aussagen formuliert, die eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Doch kulturell im Kontext der Postmoderne und politisch spätestens mit den Umbrüchen Ende der Achtziger-, Anfang der Neunziger- Jahre büßen marxistische und andere Metanarrative an Überzeugungskraft ein. Ansätze, die zeit- und kulturübergreifend historischen Wandel und gesellschaftliche Entwicklung erklären wollen, verlieren damit auch innerhalb der Wirtschaftsgeschichte zumindest für zwei Jahrzehnte an Bedeutung.

Eine zweite Art der Theoriereflexion innerhalb der Disziplin bezieht sich auf ökonomische Theorien mittlerer Reichweite. Darunter sind Theorien zu verstehen, die bestimmte volkswirtschaftliche Phänomene oder Zustände erklären wollen. Wirtschaftshistorikerinnen und -historiker nutzen Begriffe und Konzepte dieser Theorien, um mit ihrer Hilfe wirtschaftliche Erscheinungen der Vergangenheit systematisch zu erfassen.

Viele dieser Theorien legen dabei ein idealtypisches Akteurskonzept zugrunde – den voll informierten und nutzenmaximierenden ökonomischen Akteur (worum ein Unternehmen, private Haushalte oder der Staat verstanden werden kann). Ein solcher Akteur besitzt alle für eine Entscheidung relevanten Informationen und agiert unter den Bedingungen eines freien Marktes. Seinem Verhalten wird das Streben nach größtmöglichem Gewinn unterstellt. Solche Theorien funktionieren grundsätzlich ahistorisch. Ihr Ziel ist es, ausgehend von Modellannahmen Prinzipien ökonomischen Handelns in der Moderne zu erfassen, nicht aber historische Zusammenhänge zu erklären. Die wirtschaftshistorische Aneignung solcher Theorien knüpft an Überlegungen des Ökonomen Joseph A. Schumpeter (1883–1950) an, der seiner Disziplin Denkfehler infolge fehlender Berücksichtigung historischen Wissens vorwirft. In dieser Perspektive kommt der Wirtschaftsgeschichte die Aufgabe zu, die Validität ökonomischer Theorien zu kontrollieren und zu korrigieren.¹² Wirtschaftshistorikerinnen und -historiker, die in diesem Sinn argumentieren, führen Überlegungen der Klassik und ihrer Weiterentwicklung in der Neoklassik fort und weisen der eigenen Disziplin eine spezifische Aufgabe zu. Sie soll die Reichweite des modellhaften und auf theoretische Reduktion von Komplexität gerichteten Denkens der Wirtschaftswissenschaften durch die Arbeit mit Quellen historisch bestimmen. Exemplarisch für eine solche Sicht sind kliometrische Ansätze, wie sie Robert W. Fogel und Douglass C. North vertreten¹³, die 1993 mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet wurden.

12 Vgl. Joseph A. Schumpeter: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Bd. 1, Göttingen 2009 [1965], S. 43; Pierenkemper (2005), S. 9–10.

13 Vgl. Robert W. Fogel, Stanley Engerman: *Time on the Cross. The Economics of American Negro Slavery*, Bd. 1–2, Boston 1974; Douglass C. North: *The Economic Growth of the United States 1790–1860*, New York u.a. 1966.

Letzterer würdigte allerdings nicht allein kliometrische Leistungen. Douglass C. North wandte sich nämlich seit den späten Sechzigerjahren immer stärker von Rationalitäts- und Effizienzannahmen der neoklassischen ökonomischen Theorie ab und prägt die Weiterentwicklung der Neuen Institutionenökonomik. Dieser Ansatz baut auf Überlegungen von Ronald Coase und Oliver Williamson auf.¹⁴ Die Neue Institutionenökonomik widmet sich den Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen Strukturen und ökonomischen Entwicklungen. In ihrem Zentrum stehen Institutionen, verstanden als formelle oder informelle gesellschaftliche Regelsysteme. Deren Wandel sowie ihre Auswirkungen auf menschliches Handeln sollen erklärt werden. Damit bezieht diese ökonomische Theorie explizit kulturelle Faktoren in die Erklärung wirtschaftlicher Prozesse ein: „History matters“¹⁵, wie Douglass C. North es formuliert.

Dies eröffnete Wirtschaftshistorikerinnen und -historikern neue Perspektiven. In den 1990er- und frühen 2000er- Jahren entstanden allen voran in der Unternehmensgeschichte institutionentheoretisch inspirierte Untersuchungen. Sie lenkten die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung von Unternehmenskultur und -kommunikation. Damit rückten Bereiche ökonomischen Handelns ins Zentrum, die bis dahin nur wenig Beachtung gefunden hatten. Auch befruchtete der nun wieder intensivierte Austausch mit den Volks- und Wirtschaftswissenschaften die Rezeption theoretischer Ansätze in der Wirtschaftsgeschichte. Ein theoretischer Pluralismus prägt seitdem das Fach, in dem theoriegeleitetes Arbeiten an Bedeutung gewonnen hat.

Der Nutzen der Theorie für wirtschaftshistorisches Arbeiten

Theoretische Grundannahmen leiten wirtschaftshistorisches Arbeiten. Sie ermöglichen es, erkenntnisleitende Fragestellungen zu formulieren, Quellen zu ordnen und zu interpretieren sowie geschichtswissenschaftliche Texte zu strukturieren. Im Laufe der Geschichte der Disziplin haben sich die maßgeblichen Ansätze verändert. Sie folgen nicht nur aufeinander, sondern werden zum Teil zeitgleich zur Erklärung derselben historischen Phänomene herangezogen. Daraus ergeben sich ganz unterschiedliche Ordnungen und Interpretationen dessen, was in der Vergangenheit geschehen ist.

„Ob man eine Geschichte der Industrialisierung unter der Leitperspektive der Führungssektoren (etwa Textilindustrie, Steinkohleförderung, Eisenbahnbau etc.) oder der Organisation der Institutionenordnung schreibt [ergänzen ließe sich hier mit Blick auf das eingangs zitierte Beispiel die Außenhandelswirtschaft, kpm], ergibt jeweils eine andere Geschichte.“¹⁶

14 Vgl. Ronald H. Coase: *The Nature of the Firm*, in: *Economica* 4 (1937), S. 386–405; Oliver E. Williamson: *Markets and Hierarchies. Analysis and Antitrust Implications. A Study in the Economics of Internal Organization*, New York 1975.

15 Douglass C. North: *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge 1990, S. VII.

16 Wischermann, Nieberding (2004), S. 13.

Aufbau des Buches und Handreichungen zu seiner Nutzung

Es ist das Potenzial theoriegeleiteten historischen Arbeitens, neue Zugänge zur Vergangenheit zu eröffnen. Das vorliegende Studienbuch möchte dazu eine Anregung in institutionalistischer Perspektive geben. Es konzentriert sich auf die westeuropäische Wirtschaftsgeschichte vom späten 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Anhand vorwiegend deutscher Beispiele werden institutionelle Bedingungen der Wachstumswirtschaft und ihrer Grenzen diskutiert. Dies geschieht in zwei thematischen Abschnitten: Der erste Abschnitt stellt theoretisch-konzeptionelle Überlegungen vor. Er führt in Grundbegriffe institutionalistischer Theorien ein (Kap. 2) und diskutiert deren mögliche Erweiterungen (Kap. 3). Ziel ist es, wirtschaftshistorische Theoriebildung durch den Dialog mit aktuellen, zumeist kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen, zu bereichern. Ein Glossar der verwendeten Fachbegriffe am Ende des Buches erleichtert die Orientierung. Der zweite inhaltliche Abschnitt prüft anhand von Fallbeispielen den Nutzen erweiterter institutionalistischer Theorie für empirisches Arbeiten (Kap. 4). Die einzelnen Kapitel zeigen jeweils exemplarisch auf, wie theoriegeleitete Quelleninterpretationen historische Erkenntnis befördern können. Ein zusammenfassendes Kapitel (Kap. 5) schließt das Buch ab. Es stellt Potenziale einer erweiterten institutionalistischen Theorie dar und präsentiert die Erträge ihrer Anwendung – ein Statement für eine institutionalistisch fundierte, konzeptionell anschlussfähige Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte.

Ausgehend von dieser Verortung bietet das Studienbuch einen „Baukasten“ der Theorievermittlung und -nutzung. Es ist so konzipiert, dass alle Themen für sich stehen und selektiv rezipiert werden können. Das ausführliche Glossar unterstützt diese Nutzung. Das Baukastenprinzip bezieht sich aber auch auf das grundlegende Theorieverständnis. Das Buch möchte kein in sich geschlossenes theoretisches Gebäude präsentieren und erhebt keinen Anspruch darauf, die Möglichkeiten empirischer Anwendungen in aller Breite aufzuzeigen. Vielmehr regt es dazu an, institutionalistische Ansätze weiterzudenken und für eigene Fragestellungen nutzbar zu machen. Leserinnen und Leser sind herzlich eingeladen, die vorgestellten Überlegungen für die Entwicklung eines ganz eigenen theoretischen Zuganges zu wirtschaftshistorischen Themen zu nutzen. In diesem Sinne möchte das Buch theoretisches Arbeiten motivieren und zugleich aufzeigen, wie fruchtbar das Zusammenwirken von ökonomischer Theorie und kulturwissenschaftlicher Methode sein kann.

Literatur

- Ambrosius, Gerold/Plumpe, Werner/Tilly, Richard: Wirtschaftsgeschichte als interdisziplinäres Fach, in: dies. (Hg.): *Moderne Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung für Historiker und Ökonomen*, 2. Aufl., München 2006, S. 9–37.
- Hudson, Pat: *Economic History*, in: Stefan Berger, Heiko Feldner, Kevin Passmore (Hg.): *Writing History. Theory and Practice*, New York 2003, S. 223–242.
- North Douglass C.: *Structure and Change in Economic History*, New York 1981.

Wischermann, Clemens/Nieberding, Anne: Die institutionelle Revolution. Eine Einführung in die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2004.
Ziegler, Dieter: Die Industrielle Revolution, 2. Aufl., Darmstadt 2009.